



Der Mann der Schwägerin

Der Künstler Julius Deutschbauer über die zweiwöchige „Kunstinspektion“, die er gemeinsam mit Barbara Ungepflegt und David Jagerhofer beim Donaufestival in Krems vornimmt, sein Pseudonym und seine Plakate.

TEXT: THOMAS TRENKLER FOTOS: RITA NEWMAN

Sie wurden 1961 in Klagenfurt geboren – unter dem Namen Daniel Ropac. Warum haben Sie sich schon früh das Pseudonym Julius Deutschbauer zugelegt?

Ursprünglich aus Schüchternheit. Ich war 24 und wollte nicht als Künstler auftreten, ich wollte eine Kunstfigur sein. Sieben Jahre lang hab ich als Daniel Ropac für Deutschbauer alle Ausstellungen gehängt. Wenn jemand nach ihm gefragt hat, sagte ich: „Deutschbauer ist so zurückhaltend und geht nicht in die Öffentlichkeit.“ Bei einer Eröffnung in Hamburg sagte ich: „Vielleicht kommt er noch nach.“ Aber dann ist der Deutschbauer wieder nicht gekommen. Selbst enge Freunde und auch Sammler wussten nicht, wer Deutschbauer war.

Warum gerade Deutschbauer?

Das hat mit dem Dorf zu tun, aus dem mein Vater kommt. Er hat mich nach dem Vulgo-Namen des Hofes benannt, auf dem er aufgewachsen ist. Das war der Daniel-Hof. Und der Nachbarhof war, wie in jedem slowenischen Kärntner Dorf, ein zugezogener Bauer mit dem Vulgo-Namen „Deutschbauer“. Die Deutschbäuerin war die beste Freundin meiner Großmutter, sie saßen immer auf einer Bank und unterhielten sich miteinander. Die eine hat Slowenisch geredet, die andere Deutsch, und beide haben alles verstanden. Es ist ja eigentlich eine Ehre, nach dem Vulgo-Namen des Hofes des Vaters genannt zu werden. Mein Vater war daher eine Zeit lang etwas beleidigt, weil er befürchtete, dass ich meine slowenischen Wurzeln ablehnen würde.

Lehnten Sie diese ab?

Nein. In einer Ausstellung in der ehemaligen Kärntner Landesgalerie kamen zwei Versionen von Deutschbauer vor: einmal in der schönen Kurrentschrift, in der auch „Mein Kampf“ erschienen ist, und einmal in einer klaren Helvetica mit C und Hatschek für TSCH, also „Deuĉbauer“. Ich hatte dann auf Anordnung von Jörg Haider für viele Jahre Ausstellungsverbot in Kärnten. Erst 2013 gab es im Museum Moderner Kunst Kärnten wieder eine Ausstellung mit mir. Auf den Plakaten und im Katalog nannte ich mich, wie ich mich in Kärnten eben nenne: „Deuĉbauer“.

Verwenden Sie den Namen Deutschbauer auch, um sich von Ihrem Bruder, dem Galeristen, abzugrenzen?

Ursprünglich nicht, denn damals war mein Bruder noch nicht so ein berühmter Galerist. Aber rückblickend hat sich das gut gefügt. Ich bin froh, als Künstler nicht Ropac zu heißen. Ich werde ohnedies oft genug wegen des Namens angesprochen: „Wie sind Sie denn mit dem Ropac verwandt?“ Ich sage dann immer: „Ich bin der Mann der Schwägerin vom Ropac.“ So könnte einmal auch meine Biografie heißen: „Der Mann der Schwägerin“.

War wirklich nur Schüchternheit der Grund für Ihr Pseudonym?

Nein, es ging mir auch um das Spiel mit Namen. Am Anfang wollte ich mir insgesamt vier Pseudonyme geben. Als Schrift-

steller zum Beispiel nannte ich mich Friederike Mindel. Es gab auch den Friedrich Möser. Hin und wieder stellte ich damals in der Galerie meines Bruders aus, aber nicht als Möser. Denn Thaddaeus meinte, Möser klinge so ordinär.

Wann gaben Sie preis, Deutschbauer zu sein?

Das war 1992 in Salzburg. Eine Sammlerin und Freundin wollte unbedingt den Deutschbauer kennenlernen, von dem sie schon einige Werke erworben hatte. Ich versprach, ihn ihr vorzustellen. Wir trafen uns im Café Bazar. Irgendwann fragte sie: „Wann kommt er denn?“ Ich setzte mich einfach auf einen anderen Stuhl – und sagte: „Jetzt ist er da.“ Sie war derart beleidigt, dass sie ein Jahr lang kein Wort mit mir sprach. Daraus machte ich bei einer Vernissage in der Galerie die erste Performance meines Lebens. Dabei habe ich mein Inkognito gelüftet.

Sie sagen, Sie wurden mit 24 Jahren Künstler. Wie kam es dazu?

Ich machte in Klagenfurt eine Lehre zum Kanalvermesser und technischen Zeichner. Und dann ging ich nach Wien. Bei einer Vernissage in der Galerie meines Bruders lernte ich Peter Pakesch kennen. Er hatte gerade in der Ballgasse seine Galerie aufgemacht. Er meinte, ich solle ihn doch besuchen, er brauche jemanden. Und so habe ich drei Jahre – von 1983 bis 1986 – bei Pakesch als Hilfsbuchhalter und Ausstellungshänger gearbeitet. Diese drei Jahre waren sozusagen mein Kunststudium. Ich habe unter anderem die ersten Ausstellungen von nun so wichtigen Künstlern wie Herbert Brandl und Heimo Zobernig gehängt, aber auch die ersten Ausstellungen von Martin Kippenberger und Werner Büttner in Österreich. Von diesen beiden hab ich wirklich viel gelernt. In der Früh bin ich immer mit dem Leimkübel durch die Stadt gelaufen und hab die Ausstellungsplakate gekleistert. Bei dieser Tätigkeit beschloss ich, Plakatkünstler zu werden. Bis es so weit war, hat es allerdings noch gedauert. Meine erste Ausstellung war 1985. Bis zum ersten Plakat vergingen aber dann noch acht Jahre. Denn es entstand erst 1993.

Dieses Plakat ist quasi eine Heiratsanzeige.

Das hatte mit der Lüftung des Inkognitos zu tun. Ich arbeitete zuerst verdeckt, ohne Bilder von mir in der Öffentlichkeit. Ich verweigerte auch Interviews, antwortete immer nur schriftlich. Und dann gab es eben die Performance, in der ich mich mit meinem Körper zum Deutschbauer bekannte. Im selben Jahr haben Marlene und ich geheiratet. Auf dem Hochzeitsfoto stehen wir im Standesamt so süß vor einer Blümchentapete. 1993 hatte ich eine Ausstellung und dachte mir: Aus diesem Foto mach ich jetzt ein Plakat. Mein Bruder fragte mich: „Wie kann man etwas derart Privates in dieser Weise öffentlich machen?“ Ich antwortete: „Privat war ich mit Marlene die letzten Jahre, als wir ein Verhältnis hatten. Die Eheschließung hingegen geschieht vor dem Staat, am Standesamt.“ Nach diesem Plakat wusste ich: Das wird eine Serie. Es ging mir darum, quasi private Situationen



öffentlich zu machen. Zum Beispiel „Deutschbauers Bibelstunde“: Ich sitze mit unserem Sohn und Marlenes Tochter lesend beim Tisch. Oder ich verwendete literarische Sätze, zum Beispiel aus „Die Reise nach Petuschki“ von Wenedikt Jerofejew: „Solltet Ihr zufällig eine alte Hupe zur Hand haben, dann hupt.“ Es entstand im Jahr 2000 und ist nach wie vor eines meiner Lieblingsplakate. Schon als Jugendlicher notierte ich Sätze aus Büchern. Es gefiel mir, diese Sätze zu verwenden. Und so ging das eben weiter.

Bereits 1997 stellten Sie sich auf einem Plakat als Archivar der „Bibliothek ungelesener Bücher“ vor. Weil Sie denkwürdige Sätze sammeln?

Das hatte schon mit meiner Lesesucht zu tun, aber eigentlich war das eine Protestaktion gegen die Streichung des Leseturms im Museumsquartier. Ich dachte mir: Jetzt gründe ich genau dort eine Bibliothek ungelesener Bücher. Die damalige Bundeskunstkuratorin Lioba Reddeker hat das Projekt gefördert. Dass ich die Bibliothek bis heute betreuen würde, ahnte ich nicht.

Seit damals fragen Sie Menschen nach ihren ungelesenen Büchern?

Ja. Man darf alle ungelesenen Bücher nennen, geliebte wie ungeliebte oder verhasste. Einzige Einschränkung: Sie müssen zum überwiegenden Teil aus Text bestehen, es dürfen also keine Kunstkataloge sein. Nach dem Interview wird das Buch angekauft. In der Bibliothek gibt es daher bereits 30 Bibeln, 25 Mal den „Mann ohne Eigenschaften“, 20 Mal „Ulysses“, je sieben Mal „Mein Kampf“ und „Das Kapital“ – Hitler und Marx also ex aequo. Und dann beschrifte ich jedes Buch mit Rotring 0,25 und 0,35 – wie ich es als technischer Zeichner gelernt habe: „Dieses Buch hat diese oder jener nicht gelesen.“

Warum nur ungelesene Bücher?

Als Büchernarr haben mich Formate wie „Was ich lese“ in der

„Presse“ immer gelangweilt. Denn die Kommentare sind meist nur Nacherzählungen. Beim ungelesenen Buch aber muss man sich genau überlegen, was man sagt. Die Begründungen, warum man „Ulysses“ nicht gelesen hat, die Geschichten und Mutmaßungen, die sich daraus entwickeln, fallen daher sehr unterschiedlich aus. Und ab einem gewissen Punkt werden die Interviews ganz persönlich. Dieser Moment interessiert mich. Häufig stelle ich die Frage: „Welchen Imbiss bereiteten Sie für den Helden Ihres Buches zu?“ Eine der bisher besten Antworten lautet: „Ich koche nicht für Helden.“

Als Ergänzung gibt es nahezu jeden Monat die Performance „Lesen und Handarbeiten im Zirkel“.

Sie dauert vier oder fünf Stunden und besteht aus zwei Teilen. Es gibt immer ein Thema, etwa „Der Nabel“. Und dann liest man aus Büchern Stellen vor, in denen der Nabel auftaucht. Es gibt ganz schöne viele Näbel in der Literatur! Dazu wird getrunken, aber nicht gegessen. Ich hasse Brösel in Büchern. Und als Höhepunkt lade ich jedes Mal eine Autorin oder einen Autor zu einer Lesung ein, die aber nichts mit dem Thema zu tun haben muss.

Wie groß ist mittlerweile der Umfang der Bibliothek?

800 Bücher und Bände. Mit großen Bibliotheken kann man sie nicht messen. Aber das Herz ist ohnedies das Tonarchiv mit den Interviews.

Hat Julius Deutschbauer auch Daniel Ropac befragt?

Nein. Sollte ich aber!

Zur Bibliothek gibt es bereits eine Vielzahl von Plakaten.

Weil immer eines entsteht, wenn ich mit ihr irgendwo gastiere. Die Bibliothek ist nomadisch. Ich wurde unter anderem nach Brüssel, Philadelphia, New York, Basel und Hamburg eingeladen. Nächste Station ist die Galerie Ebensperger in Berlin.

Wie viele Plakate sind insgesamt entstanden?

Im Sommer werden es an die 190 sein. Wenn ich mir die Plakate jetzt so chronologisch anschau, zum Beispiel auf meiner Homepage: Das sind irgendwie Lebensstationen. Ich verändere mich, werde älter und fatter, dazwischen kurz wieder dünner, und nun bin ich ergraut.

Sie affizieren Ihre Plakate wild. Ist das auch ein subversiver Akt? Oder wollen Sie eine Störung im öffentlichen Raum hervorrufen?

Nicht nur eine Störung, auch eine Verbesserung. Die meisten Plakate sind doch Scheiße. Wenn ich im Café Alt Wien meine Plakate zu den anderen hänge, denke ich mir ganz uneingebildet: Jetzt sieht die Wand gleich viel besser aus!

Bis auf ganz wenige Ausnahmen sind immer Sie abgebildet – beziehungsweise in den Jahren 2001 bis 2008 zusammen mit Ihrem Kollegen Gerhard Spring. Haben Sie einen Hang zur Selbstdarstellung?

Nein, das verlangte das Konzept. Damals, Anfang der 1990er-Jahre, gab es hierzulande außer vielleicht Kippenberger kaum einen Künstler, der sich selber zum Kunstprodukt erklärte und sich immer wieder selbst porträtierte.

Es wäre aber falsch, Sie auf einen Plakatkünstler zu reduzieren: Sie arbeiten auch als Schriftsteller, Maler, Performer, Theaterregisseur, Choreograf, sprengen alle Kategorien.

„Aus Protest gegen Schwarz-Blau sind wir bei der Biennale Venedig ins Exil gegangen und haben uns einen anderen Pavillon gesucht, den polnischen.“

Im Zentrum steht dennoch das Plakat. Es ist einerseits ein Bild, andererseits ist es auch Teil einer Aktion. Denn zu all meinen Theaterstücken und Performances mache ich Plakate. Das Plakat motiviert mich: Wenn es gelungen ist, kann eigentlich nicht mehr viel schiefgehen. Der Andruck ist für mich wie Weihnachten und Ostern zusammen. Ich versuche daher immer, beim Andruck dabei zu sein.

Hin und wieder zeigen Sie sich in Performances und auf Plakaten nackt. Kostet das Überwindung?

Es geht mir nicht um Exhibitionismus. Für das Plakat zur „PIK – Partei der institutionalisierten Kürzungen“ war es einfach notwendig. Wie könnte ich Kürzungen besser darstellen, als wenn ich mich im Winter nackt im Schnee fotografieren lasse, dann meinen halberfrorenen Schwanz in die Bildmitte rücke – und mit einem Maßband bis zur Nasenspitze hinauf messe?

Ein Plakat aus 2011 trägt den Titel „(Selbst-)Porträt“: Auf diesem stehen Sie nackt auf einem Bein. Die Pose taucht noch ein weiteres Mal auf.

Diese Pose bezog sich auf den einst berühmten Kinderpsychiater Dr. Franz Wurst. Er war Primar der heilpädagogischen Abteilung des LKH Klagenfurt. Seine kleinen Patienten mussten sich immer nackt auf einem Bein vor ihn hinstellen, einen Arm über den Kopf geschlagen. 2002 wurde er wegen sexuellen Missbrauchs hunderter Knaben angeklagt und verurteilt. Einen von ihnen hatte er animiert, seine Frau umzubringen.

Auch Sie waren eines seiner Opfer?

Für eine finanzielle Entschädigung reichte es nicht. Ich war zum Glück nur kurz sein Patient und Adressat seiner „Zuwendungs-therapie“. Ich hatte Angst vor ihm, sodass ich meine Ticks ganz schnell unter Kontrolle bekommen hab. Und von heute auf morgen wurde ich vom Links- zum Rechtshänder. Die Plakate und Performances sind so gesehen auch eine Art Selbsttherapie: Alles, was mir so passiert und passierte, in Kunst – das heißt in Lust – zu verwandeln.

Ihre Plakate sind zum Teil auch Kommentare zur Politik.

Sobald man mit dem Medium Plakat arbeitet, begegnen einem auf den Plakatwänden naturgemäß auch Politiker. So war es folgerichtig, politische Plakate zu machen. Ausgangspunkt war



eine Aussage von Jörg Haider. Er sagte in einem Interview: „Natürlich bin ich gegen den Rassismus.“ Daraus machte ich 1999 eine Plakatserie, es gibt auch die Varianten „Natürlich bin ich gegen das Ozonloch“ und „Natürlich bin ich gegen die Atomenergie“.

Wirklich los ging es aber erst nach der Wende im Jahr 2000.

Gerald Matt, der damalige Leiter der Kunsthalle, rief mir auf der Straße zu: „Julius, hast du nicht etwas Politisches?“ Und so machte ich mit Gerhard Spring eine Reihe von Performances mit fiktiven Dialogen zwischen Kunststaatssekretär Franz Morak und anderen: Morak und Peter Weibel, Morak und Carl Aigner, Morak und Ioan Holender. Daraus entstand das Buch „Morak u. v. a.“. Und dann folgte die Einladung von Kommissarin Elisabeth Schweeger zur Biennale Venedig. Für den österreichischen

Julius Deutschbauer als Archivar der „ungelesenen Bücher“, eine Protestaktion gegen die 1994 erfolgte Streichung des Leseturms im MuseumsQuartier



Pavillon waren drei Künstlergruppen vorgesehen, Granular Synthesis, Gelitin und wir. Aber wir sind aus Protest gegen Schwarz-Blau ins Exil gegangen – und haben uns kurzerhand einen anderen Pavillon gesucht, den polnischen. Schweeger war ganz schön sauer auf uns!

Das erste gemeinsame Plakat von Spring und Ihnen nannte sich „Widerstandl“. War das nicht auch eine Kritik am Protest gegen Schwarz-Blau?

Genau. Wir haben uns über beide Seiten lustig gemacht: über die Regierenden – und über den Widerstand. Das Plakat steht in der Tradition von Johann Nestroy, der mein großer Lehrmeister ist: In „Freiheit in Krähwinkel“ werden alle verniedlicht, der Revolutionär wird zum Revolutionärerl und der Reaktionär zum Reaktionärerl. Agnes Husslein mochte die Arbeit. Sie war damals Direktorin des Rupertinum – und nebenbei für die Landesgalerie in Klagenfurt zuständig. Auf ihre Empfehlung hin wurde ein großes Gemälde des Plakatsujets „Widerstandl“ vom Land Kärnten angekauft. Ich glaube, sie wollte Haider ärgern. Unsere Aktion bei der Biennale hat den Landeshauptmann und Kulturreferenten derart provoziert, dass er das Bild aus der laufenden Ausstellung nehmen ließ.

Sie brechen Tabus, ecken an, fordern heraus. Zu provozieren scheint Ihnen Spaß zu machen.

Ich verschicke regelmäßig meine Plakate an hunderte Adressen. Jedes Mal, wenn ich politisch unkorrekt bin, schreiben mir Leute, dass sie keine Plakate mehr wollen. Dann bin ich zufrieden. Denn dann merke ich: Die Botschaft ist angekommen. In meiner jüngsten Plakatserie für die Sommerszene Salzburg halte ich ein winziges Buch in der Hand: „Darling, ich hab schon wieder einen Koran geschrumpft.“ Oder ich sitze an einer Feuerschale: „Darling, ich hab schon wieder eine Bibel verbrannt.“ Ich nehme an, da werde ich wieder ein paar Schreiben bekommen.

2004 kritisierten Spring und Sie mit dem „Antifaschismus Vergnügungspark“ das Holocaust-Business. Das Plakat ist trotzdem ziemlich geschmacklos: Als Basis diente das Foto eines Leichenberges aus dem KZ Auschwitz-Birkenau.

Kein anderes Bild wird derart häufig für Mahnmale verwendet wie dieses. Daher haben wir es als Attraktion für den Vergnügungspark aufgeblasen und aufgestellt. Es hatte Löcher, durch die man schauen konnte, um sich fotografieren zu lassen. Es gibt eine Vorgeschichte dazu: 2001 haben wir am Wettbewerb für das Salzburger Antifaschismus-Mahnmal teilgenommen. Es gab etwa 300 Vorschläge und daher mehrere Ausscheidungsrunden.

Zum Schluss blieben nur mehr zwei Projekte übrig. Wir schlugen eine riesige Plakatwand vor, aber der Kultusgemeinde war das zu wenig festlich. Man entschied sich also für die Arbeit von Heimo Zobernig. Aber was ich eigentlich sagen will: Dass es so abstruse Vorschläge gab. Eine Künstlerin zum Beispiel wollte alle Deportierten aufzählen – und nach jedem dritten Namen ein „Nie wieder“ einfügen, sodass sich das „Nie wieder“ plötzlich auf die Opfer bezog und nicht auf den Faschismus. Ich flüsterte Gerhard ins Ohr: „Das ist ja der reinste Antifaschismus-Vergnügungspark!“ So entstand die Idee, uns nicht direkt auf das Ereignis zu beziehen, sondern auf die Mahnmale. Aus diesen haben wir dann Attraktionen für einen Vergnügungspark gebaut. Mit ihm wurden wir 2005 zum Festival „Politik im Freien Theater“ nach Berlin eingeladen. Wir waren als einzige österreichische Theaterproduktion eingeladen, aber die Wogen gingen derart hoch, dass der damalige Innenminister Otto Schily den Park schließen wollte. Und das eigens für Berlin gestaltete Plakat wurde verboten: Spring und ich sonnen uns nackt auf dem Stelenfeld von Peter Eisenman, gelbe Davidsterne verdecken unsere Geschlechtsteile. Das war wohl zu viel. Trotzdem meinte Matthias Lilienthal, damals Intendant des Hebbel-Theaters, Schlingensiefel hätte das viel radikaler angelegt.

Und nun, beim Donaufestival, fördern Sie wieder einmal das Denunziantentum.

Ja, die „Kunstinspektion“ habe ich schon zweimal gemacht, vor etwa zwölf Jahren mit Gerhard Spring in der Kunsthalle Wien und 2013 mit Barbara Ungepflegt und David Jagerhofer beim „Festival der Regionen“ in Eferding. Am Anfang gab es Nonsense-Anzeigen, etwa dass der Kies am Friedhof zu laut sei. Aber mit der Zeit wurden wir zu einer richtigen Kummernummer. Mehrfach angezeigt wurde ein Geschichtslehrer, der die Vertreibung der Protestanten und der Juden verharmloste. Oder man machte uns darauf aufmerksam, dass es in Eferding keine Straße gibt, die nach einer Frau benannt ist. Daraufhin haben wir alle Straßenschilder mit „Barbara-Ungepflegt-Straße“ überklebt, wir kontaktierten den Bürgermeister, die Sache wurde im Gemeinderat debattiert. Das war sehr erfolgreich! Krems wird wohl politisch brisant – aufgrund der Flüchtlingsthematik. Das Formular „Anzeige an die Kunstinspektion DONAU“ ging bereits an 12.000 Haushalte. Unser Wachzimmer ist im Stadtcafé Ulrich am Südtirolerplatz, die Amtsstunden sind von 25. April bis 7. Mai täglich von 14 bis 20 Uhr, ab 18 Uhr gibt es wieder „gemütliches Denunzieren und Lamentieren bei Imbiss und Trank“.



Wir gehen jeder Anzeige nach: Mit Blaulicht fahren wir auf unserer Ape 50 zu den Einsätzen. Ich denke, wir werden viel zu tun haben.

Das Plakat „Kunstinspektion DONAU“ (2016) von Julius Deutschbauer für die zweiwöchige Aktion im Rahmen des Donaufestivals in Krems